

dot
books

WOLF KUNIK



Das Geheimnis des Katalanen

ROMAN

»Deine Mutter ist Christin«, stellte er fest.

Ich nickte.

»Bist du getauft?«

»Natürlich, wieso fragt Ihr?«

»Es ist nicht so wichtig, es ist einerlei, wie wir uns nennen, solange wir Gott und seine Gesetze achten. Schließlich ist uns allen dieselbe Schrift heilig.«

»Ihr sprecht wie mein Vater.«

»Das freut mich und wundert mich zugleich, denn der Bruder deines Vaters war den Christen dieser Stadt gegenüber sehr voreingenommen.«

»Ein Christ muss ihn einmal sehr enttäuscht haben«, bemerkte ich. Ben-Levi sah mich von der Seite prüfend an.

»Für einen Halbwüchsigen erscheinst du mir sehr naseweis. Wie alt bist du?«

»Fünfzehn.«

»Wo ist dein Vater?«

»Er ist tot.«

Ben-Levi schwieg betroffen und nahm einen Bissen seines Fladenbrot. Ich wollte mir vor den Söhnen Ben-Levis keine Blöße geben und kämpfte gegen die Tränen an. Da ich nicht wusste, was weiter zu reden, oder zu tun war, nahm ich doch eines der Fladenbrote und biss hinein. Das Fleisch war versalzen, ich schluckte es zusammen mit meinen Tränen hinunter, die Menschen, die an den Läden vorbeizogen, beobachtend. Sie warfen neugierige Blicke auf die Auslagen. Ein italienischer Seemann interessierte sich sehr für Ben-Levis Ballen roher Seide im Lagerraum. Er sprach weder Spanisch noch Arabisch, sondern einen Dialekt aus Genua, der mich sehr an meine Muttersprache, Katalanisch, erinnerte. Ben-Levi bemühte sich, einen jüdischen Übersetzer aufzutreiben, der Genuesisch sprach, aber die Suche erwies sich als fruchtlos.

»Sprecht Ihr Katalanisch?«, fragte ich den Italiener.

»Ja, natürlich«, antwortete er und lächelte erleichtert. Es war das erste Mal, dass er nach Granada kam, er pflegte sonst mit Barcelona Handel zu treiben. Ich war froh, Ben-Levi mit meinen Übersetzungen einen Dienst erweisen zu können, denn ich war gerührt von seiner großzügigen Gastfreundschaft. Er verkaufte die Hälfte der Bestände seines Lagers zu einem guten Preis, und der Genuese, angetan von der Qualität der Ware, versprach, in drei Monaten wiederzukommen.

Es dämmerte bereits und der Arzt war noch nicht aus dem Haus gekommen. Plötzlich hörten wir das Schreien eines Säuglings. Ben-Levi sprang erfreut auf.

»Es ist geglückt!«, rief er erleichtert aus.

»Woher wisst Ihr, dass es nicht Euer Kind ist?«, fragte ich zweifelnd.

»Ich kenne die Stimme meines Sohnes«, erklärte er und eilte in sein Haus. Pochenden Herzens folgte ich ihm, doch auf halber Treppe kam er mir wieder mit finsterer Miene entgegen. Ich hörte das unterdrückte Schluchzen meiner Mutter.

»Was ist geschehen?«, fragte ich ängstlich.

»Sie war zu schwach.«

»Was meint Ihr?«

»Deine Schwester ist dahingeshieden, Xavier. Es tut mir sehr Leid.«

Ben-Levi umarmte mich, Tränen in seinen blauen Augen, meine bleierne Trauer auffangend.

»Vater! Vater!«

Plötzlich stürzte der jüngste Sohn Ben-Levis in den Laden. Blut lief über seine Stirn. Angst stand in seinem Gesicht.

»Sie haben alle Pferde mitgenommen«, stammelte er und klammerte sich verzweifelt an seinem Vater fest. Ben-Levi holte ein Tuch und wischte das Blut von der Stirn seines Sohnes ab. Dann ließ er sich auf einen Seidenballen sinken.

»Ich glaube, dein Onkel hat recht daran getan, als er nach Istanbul gegangen ist. Diese Stadt ist dem Untergang geweiht.«

Die unbarmherzige Mittagssonne brannte auf den trockenen Boden. Ohne Schutz vor dem grellen Licht standen wir auf einem Hügel oberhalb der Stadt um das Grab versammelt, in dem ein großer und darauf ein kleiner hölzerner Sarg lagen. Cristinas Tochter hatte entschieden, bei ihrer Mutter zu bleiben. Meine Mutter hatte drei Tage und Nächte ununterbrochen geweint, sie erschien ausgedörrt und schwach wie ein dünner Strohalm, der beim nächsten Windhauch umzuknicken drohte. Sie warf sich in den Staub und starrte das tiefe Loch in der Erde an, in dem ihre tote Tochter und ihre Enkelin ihre letzte Ruhe finden sollten. Der Priester erschien, warf einen verächtlichen Blick auf Ben-Levi und seine Familie, half meiner Mutter auf die Beine, bekreuzigte sich vor dem Grab und sprach routiniert mit monotoner Stimme sein Gebet.

»Vater unser, heile den Geist dieses armen Geschöpfes von allen Wunden, die ihr Herz durch dieses Leben und die Begrenztheit auf Erden erlitten hat. Reinige ihr Herz mit Deinem göttlichen Licht und sende ihrem Geist Gnade, Deine Barmherzigkeit und Deinen Frieden. Amen.«

Nun seiner mindesten Pflicht Genüge getan, reichte er meiner Mutter und mir die Hand, sprach uns sein Beileid aus und beeilte sich, der brennenden Hitze zu entkommen.

Mehr denn Trauer spürte ich unsägliche Wut über das Geschehene in mir aufwallen. Ein ohnmächtiger Drang zu töten ergriff Besitz von meinem zitternden Körper, aber es gab kein Ziel für mein Begehren, und ich versuchte mit aller Macht, meine inneren Wellen des Zorns im Zaum zu halten.

»Ihr könnt in den nächsten Tagen bei uns bleiben, bis ihr ein Zuhause gefunden habt, wenn ihr wollt«, umarmte Ben-Levi mich tröstend.

»Ihr seid ein echter Freund in der Not«, bedankte ich mich bei ihm.

»Soll ich dir helfen, deine Mutter in die Stadt zu bringen?«, fragte er.

»Nein, danke, es geht schon, sie möchte bestimmt noch einen Moment alleine am Grab bleiben.«

Ben-Levi reichte meiner Mutter die Hand. Rahel umarmte sie traurig und die Jungen des Seidenhändlers nickten ihr schüchtern zu. Sie machte ihnen Angst, denn ihr Blick sprang ständig von rechts nach links, sodass man denken konnte, sie habe den Verstand verloren. Ben-Levi und seine Familie gingen zurück in die Stadt. Wie versteinert stand ich da, verwirrt ob meiner Gefühle, für die ich mich schämte.

Meine Mutter sah mich verzweifelt an. Ich nahm sie in die Arme, sie umklammerte mich

fest und versuchte, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

»Du bist alles, was mir geblieben ist. Gebe Gott, dass du mir erhalten bleibst, mein Sohn.«

»Ich werde für Euch sorgen, Mutter. Wir werden wieder glücklich, das verspreche ich Euch.«

Sie sah mich mit ihren vom Weinen geröteten Augen an. »Du bist ein guter Junge, Xavier.«

Wir nahmen die Einladung Ben-Levis an. Er richtete uns ein Lager in seinem bescheidenen Hof neben dem Ziegen- und Hühnerstall ein. Meine Mutter half Rahel bei der Arbeit im Haus und mit den Kindern. Rahel war sehr glücklich darüber, denn die Geburt ihres jüngsten Sohnes, die erst fünf Wochen zurücklag, hatte sie sehr geschwächt. Ben-Levi brauchte keine helfenden Hände mehr, denn mit denen seiner Söhne, acht, zehn und elf Jahre alt, hatte er ausreichend Unterstützung. Ich bot den Händlern im Basar meine Dienste an. Wo immer jemand kräftige Arme brauchte, um Getreidesäcke, Melonen, Seidenballen oder Teppiche zu schleppen, packte ich für einen viertel Dirham oder für ein halbes Brot mit an. Bald schätzte man mich im Basar. Nicht nur, weil ich hart arbeiten konnte, sondern auch, weil die Händler erkannten, dass meine Sprachkenntnisse im Arabischen gut genug waren, um kleinere Übersetzungsaufträge anzunehmen. Ich machte den anderen Übersetzern im Viertel Konkurrenz, weil ich aus Unwissenheit meine Dienste viel zu billig anbot, was eines Tages ihren Zorn auf mich lenken konnte.

Ben-Levi und ich setzten uns an den Abenden oft vor sein Geschäft, um zu philosophieren.

»Seit ich in dieser Stadt im Basar lebe, stelle ich mir jeden Tag immer wieder dieselbe Frage.«

Ben-Levi sah mich gespannt an.

»Welche Frage?«

»Vielleicht findet Ihr es albern, oder es ist nichts Neues für Euch.«

»Sag es nur, Xavier. Es interessiert mich.«

»Ich würde nur allzu gerne wissen, was die Propheten Moses, Jesus und Mohammed sagen würden, wenn sie mit uns auf diesem Treppenabsatz säßen und das Leben der Stadt beobachten könnten.«

»Das ist in der Tat eine aufregende Frage. Ich könnte mir vorstellen, dass sie ein wenig erschrocken wären darüber, was die Herrschenden aus ihren Worten und Ideen gemacht haben.«

»Ich fände es aufregend, mit anzusehen, ob sich die drei Propheten einig wären«, fragte ich mich.

»Wie meinst du das?«

»Ich finde, ein jeder hat auf seine Weise dasselbe wie die anderen beiden gesagt.«

»Nicht ganz: Moses war der Erste, der Gottes Worte empfangen hat«, wendete Ben-Levi ein.

»Vielleicht würden sie uns auslachen, weil sie im Grunde alle dasselbe gepredigt haben, und die Zeit hat bewirkt, dass es unterschiedlich ausgelegt wurde«, gab ich zu bedenken.

»Nein, einen Grund zum Lachen hätte Moses nicht, Xavier. Dazu ist die Lage zu ernst für uns Juden. Vergiss nicht, dass wir früher in dieser Stadt viel zahlreicher waren und dass Tausende von uns gemeuchelt wurden und Abertausende geflohen sind.«

Ich wollte Ben-Levi in seiner Sicht der Dinge nicht erschüttern, ich verstand seinen Schmerz.

»Ihr habt Recht, sie würden wahrscheinlich Tränen vergießen über das Unrecht, das sie zu Gesicht bekämen«, räumte ich ein.

»Vielleicht wäre es gut, wenn alle drei gemeinsam erschienen, das könnte Frieden und einen neuen Beginn bedeuten.« Ben-Levis Augen funkelten bei dieser Vorstellung.

»Ich sehe sie vor mir«, phantasierte ich. »Sie gehen durch die Straßen Jerusalems und halten sich an den Händen«, malte ich mein Bild aus.

Ben-Levi standen Tränen in den Augen, er umarmte mich und schluchzte. »Du bist ein verrückter Kerl, aber du hast ein großes Herz, Xavier.«

Die Gespräche mit Ben-Levi stachelten unstillbaren Wissensdurst in mir an, und ich erinnerte mich an die Berichte meines Vaters über die Madrasa, die Universität Granadas, an der auch Philosophie gelehrt wurde. Er hatte davon geträumt, eines Tages mit mir gemeinsam diese ruhmreiche Stätte zu besuchen.

Oft ging ich zum Hauptportal der Madrasa, das aus weißem Marmor gehauen war, und las ehrfürchtig die Inschrift, die auf einer Tafel über dem Eingang stand:

Die Welt wird von vier Dingen erhalten: Dem Wissen der Weisen. Der Gerechtigkeit der Großen. Den Gebeten der Guten. Der Tapferkeit der Mutigen.

An einem jener Morgen setzte ich mich wieder gegenüber des Einganges der Madrasa auf eine Treppe und beobachtete wehmütig die Studenten, die aus allen Richtungen hierher strömten und durch das prachtvolle Tor in das Innere des Gebäudes schritten. Plötzlich erschien ein eindrucksvoller Gelehrter, den ich einmal zuvor aus der Ferne gesehen hatte, als er mit seinen Schülern die Madrasa verlassen hatte. Er war in weiße Kleider gehüllt, trug einen weißen Turban, weiße, leinene Schuhe und einen grauen, kurz geschorenen Bart. Einige Studenten folgten ihm schweigend. Ich war verwundert, denn manche von ihnen sahen wie Bauern- oder Hirtensöhne aus, und ich dachte bis dahin, dass nur die reichen Söhne studierten. Auch war ich über die Disziplin der Studenten verblüfft, die ihm schweigend und ernsten Gesichtes folgten. Plötzlich erschien ein junger Mann in seidene Gewändern und warf sich vor dem Gelehrten auf den Boden.

»Ehrwürdiger Ibn Alim, erweist mir die Ehre, an Eurem Unterricht teilhaben zu dürfen und Zeuge Eurer unermesslichen Weisheit zu werden. Ich bin nicht mehr wert als der Staub unter Euren Sohlen. Mein Wissen ist im Vergleich zu dem Euren eine Erbse auf dem Gemüsfeld. Euer Stern glänzt unendlich weit, und meine Augen sind geblendet von Eurer unübertrefflichen Weisheit. Ich bitte Euch, erbarmt Euch meiner unwissenden Seele und nehmt mich in den Kreis Eurer Gefolgschaft auf!«

Der würdevolle Herr beugte sich zu dem jungen Mann hinunter, packte ihn an den Schultern und hob ihn mit einer unerwarteten Leichtigkeit auf die Füße.

»Gerne unterweise ich dich. Das Erste, was du lernen musst, ist, dich selber nicht geringer zu schätzen als mich oder irgendjemand anderen. Wenn du diese Lektion verstanden hast, dann kannst du mein Schüler werden.«

Der junge Student sah den Meister verblüfft an, um dann seinen Blick verlegen auf den

Boden zu senken. Er huschte eilig in eine dunkle Gasse und ward nicht mehr gesehen. Der Gelehrte betrat die Stufen zur Madrasa, gefolgt von seinen Schülern. Vor dem Tor drehte er sich noch einmal um und sah mich an.

»Du kannst mitkommen, wenn du willst. Ich habe dich schon einmal vor dem Tor der Weisheit stehen und nicht eintreten sehen. Es ist den Weisen nicht verschlossen, denn sie trennt weder Krieg noch Blut, noch der Streit um die Götter.«

Vor Aufregung brachte ich kein Wort des Dankes heraus. Ich vermochte nur, ihm zuzunicken. Mein Herz schlug heftig, Wellen der Freude durchdrangen warm meinen Bauch und meine Brust. Mir war danach, einen lauten Schrei auszustoßen, doch ich schluckte dieses Begehren hinunter und gesellte mich schweigend zu der Gruppe der Studenten. Sie empfingen mich mit freundlich gesonnenen Blicken. Ohne sich noch einmal umzudrehen, um sich zu vergewissern, ob ich mich wirklich seiner Gruppe angeschlossen hatte, betrat Ibn Alim die Madrasa. Wir durchquerten die Vorhalle und erreichten den großen Innenhof. Prachtige Säulen stützten das obere Stockwerk. Ibn Alim bedeutete uns, auf dem steinernen Boden Platz zu nehmen. Er bat uns, uns genau umzuschauen und den Steinen, den Bäumen und allem, was uns umgibt, zu lauschen. Wir taten, wie uns geheißen. Doch bereits nach einigen Augenblicken erkannte ich abschweifende Blicke von einigen Kameraden. Ibn Alim trat freundlich lächelnd vor und sagte: »Was langweilt euch?«

Die Studenten antworteten, dass sie sich alles angesehen und den Hof schon tausend Male betreten hätten, sie würden jedes Mosaik, jeden Stein und alle Inschriften kennen, deshalb könnten sie nichts Neues entdecken. Ibn Alim beendete die Übung.

»Ihr kennt alles in diesem Hofe, sagt ihr? Und es langweilt euch? Ist es nicht eure Langeweile, die ihr ausstrahlt, die im Hofe widerhallt und zu euch zurückkommt, als wäre sie die Langeweile des Hofes? Wenn ich Jahre in diesem Hofe verbrächte, ich würde nicht wagen zu behaupten, alles zu kennen. Seht dieses Lebewesen.« Er deutete auf eine kleine Spinne, die sich langsam von einer der Säulen herabließ.

»Kennt ihr die Geschichte, die sie zu erzählen hat? Öffnet eure Augen und eure Ohren und lauscht, was euch die Zweige der Bäume zu sagen haben, denn sie haben die Geschichten von den Vögeln, die sie bewohnen, erzählt bekommen und wollen euch von ihren Geheimnissen berichten. Oder achtet auf den Staub, auf den ihr tretet, denn er befand sich unter den Füßen eures Sultans, als er zu seiner Mutter über seinen Kummer sprach, und sie verraten euch die Silben, die der Wind zu den Ohren seiner Mutter Fátima trug. So wie ihr die Dinge betrachtet, so werden sie euch erscheinen. Nur wessen Herz so rein ist wie der Sand der Sahara oder wessen Augen so klar sind wie jene Nächte, die uns alle Sterne offenbaren, nur der wird die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind.

Also seid euch dessen bewusst, dass ihr selber bestimmt, wie ihr etwas sehen möget! Jetzt geht nach Hause und setzt die Übung fort. Schaut euch gut um. Beachtet den Boden, auf den ihr eure Füße setzt, betrachtet den Himmel, unter dem ihr wandelt, und blickt hinter die Augen derer, die euren Weg kreuzen mögen. Wenn ihr die Welt jeden Tag mit anderen Augen seht, dann habt ihr die Übung verstanden.«

Die Schüler erhoben sich schweigend und verließen leisen Schrittes den Hof der Madrasa. Ibn Alim sah mich mit seinen mandelbraunen Augen an. Sein Blick war tief und ruhig.